



Nr. 27.

Posen, den 7. Juli.

1895.

's Zischkerl.

Eine Erzählung aus dem Pzanna von Arthur Schleitner.

(Fortsetzung.)

[Nachdruck verboten.]

Müde sinkt Fuchs wieder in die harten Kissen zurück. Innig ruht sein Blick auf dem Mädchen, das am Herd einen neuen Span anbrennt. Dann nimmt Zischkerl wieder am Bette des Kranken Platz.

„Haben S' denn den Burschen mit dem Wepsensack nitn' berkennt?“

„Ich glaub', es war wohl ein Galtürer. Ich hab' eben zu rasch nach dem Sack gegriffen, und wie die verflixten Wepsen los waren, hab' ich auch nimmer mich um den Burschen kümmern können.“

„Nacha giah S' wohl weg aus 'm Pzanna?“

„Früher hab ich's wohl im Sinn g'habt, aber jetzt nimmer!“

Zischkerl verstummt; sie kann sich selber sagen, warum der Blasi, mit dem sie herzliches Mitleid hat, nicht mehr aus Pzanna hinaus will.

Still wird's wieder in der Stütze, das dürftige Licht des Kienspans erlischt, bald ist Fuchs wieder entschlummert. Zischkerl hat ihr hartes Lager auf der Bank aufgesucht, und auch sie umfängt wohlthätiger Schlaf. — — —

Im Köhle zu Galtür sitzen die Dörfler beim Röthel. Sie sind willens, den Alpmeister zu wählen, denn der Zontag, der 14. August, rückt heran. So hieß es wenigstens im Dorfe, und so sagten es die kleinen Buben in den weit verstreuten Häusern ein. Zum Alpmeister wird nun freilich nach altem Brauch der Gemeindevorstand gewählt, und im Grunde genommen ist dieser von den zur Wahl Berechtigten auch längst gewählt. Allein gleichwohl wurde die Wahl für den Zontag noch 'mal eingesagt, und der abermaligen Aufforderung ist Folge geleistet worden. Im Köhle sitzen aber Leute, die mit dem richtigen Zonen so gut wie gar nichts zu thun haben, junge, krasstrockende Burschen, denen der Gemeindevorstand nicht schlecht heimleuchten würde, wenn sie in's Zongeschäft drein reden wollten. Sie reden aber überhaupt so gut wie nichts und blinzeln nur mit den Augen, eine stumme Sprache, die aber recht verständlich sein muß, denn der Köhlwirth versteht jeden Augenwink und weiß die sonderbarsten Gesten richtig zu deuten. Sonst pflegt es Aufgabe der Kellnerin zu sein, den Gästen das Viertel Röthel vorzusetzen, heute aber versteht der Wirth selber dieses Amt und fügt der knappen Begrüßung das Wörtchen bei: „Richtig?“ Und jeder so begrüßte Gast sagt trocken darauf: „Ja!“ Mancher thut ein Uebrigtes nach Art der geübten Verlagsspieler,*) indem der eine

etwas die Zunge zeigt und dabei den Wirth verständnisinnig anblickt, ein anderer die linke Achsel hebt oder ein dritter das rechte Auge einkeißt, ohne sonst ein Lebenszeichen von sich zu geben, bis der Seppel erscheint, dem unter allgemeiner Begrüßung der beste Platz eingeräumt wird.

Nun reden die Burschen und sonstigen Dörfler davon, wie wohl der Zontag ausfallen werde in Bezug auf das Erträgniß möglichst vieler Schluten, und Seppel meint, es käme halt eben viel auf das Wetter an, dann können woltern viele Kerbe im Zontab eingeschnitten, und wer die Geige bekimmt, wär' dann nicht schwer zu errathen.

Ein verschmitztes Lachen huscht über die Gesichter der Theilnehmer an diesem seltsamen Konventikel. Die jetzt ausgetheilte Geige wäre ziemlich groß gewesen, meint Seppel des weitern, sie soll, wenn es einigermaßen möglich ist, noch einmal auf die Thüre geschmiert werden. Doch brauchte man die Wepsen diesmal nicht. Wieder lächeln die Burschen und Männer und nicken bejahend. Seppel's Augen haben blitzschnell die Runde gemacht und befriedigt sagt der Köhler: „Es blöckt schua!“ Dann wird der Wirth gefragt, ob „Schindeln am Dach“ sind, und als derselbe diese verhängliche Frage gewissenhaft verneint, tuscheln die Bauern eifrig zu einander.

Blitzschnell fahren ihre Köpfe aber auseinander, als plötzlich die Kellnerin im Flur draußen laut den „Herrn Respizienten“ begrüßt. Raum hat der Zollbeamte die Thürklinke in der Hand, da ruft auch schon Seppel: „Ich halt' alli auf zwoa Schluten täglich, und dabei bleibt's. Adjes beisamm!“ Damit erhob sich Seppel und mit ihm eine Anzahl Bauern, die den Beamten höflich grüßten und der Thüre zu gingen.

„Wird morgen gezont?“ fragt der Respizient einen der Bauern.

„As fall schua, Searr!“

„Und ist wohl wieder der Gemeindevorstand Alpmeister?“

„Docht wohl, Seppel hatt's auch werden wollen; aber die Alten wollen ihn nicht.“

„So, so! Na, Seppel, geh' nur morgen in eigenen Stiefeln gen Alm, gel!“ spottet der Beamte.

„Freilich!“ versteht gutmüthig der an der Thür stehende Seppel, blickt zu Boden für einen Augenblick, damit der Beamte den giftig funkelnden Blick nicht sehen kann, und verläßt die Stube. Mit ihm gehen die meisten Burschen und Bauern. Bis der Respizient sein Viertel auf dem Tisch stehen hat, ist die Stube leer, die beabsichtigte Ueberrumpelung fehlgeschlagen. Sol der Ruck die ganze verschlagene Gesellschaft! Und dann finnickt der Beamte wieder darüber, warum die Dörfler sich

*) Verlassen, ein beliebtes, ungemein komplizirtes Bauern-Kartenspiel, in Tirol, (italien. barlacchio = Zaugenichts?), bei welchem die raffiniertesten Kniffe angewendet werden, um den Gegner zu Verlust zu bringen mittels verabredeter Zeichen unter den gemeinsamen Spielfreunden gegen den Spielhaltenden.

wohl so zahlreich im Rößle versammelt haben? Alpmeister ist der Gemeindevorstand, der selbst bei der Finanz im Geruche eines ehrlichen Mannes steht, insoweit wenigstens, daß er nicht unmittelbar am Schmuggeln theilhaftig ist. Ob er freilich nicht doch irgendwie an der Unterbringung der Waaren mithilft, das weiß der liebe Himmel, die Finanzwache weiß es leider nicht. Oh, wenn es nur einmal gelänge, das ganze Nest von Schmugglern und Helfershelfern auszuheben! Ein — nein fünf Jahresgehälter gäbe der Respizient darum, wenn es ihm einmal gelänge, die ganze Bande sammt den Waaren auf frischer That abzufangen.

Wenn nun der Gemeindevorstand der Alpmeister für den bevorstehenden Sonntag ist, was wollte dann der versifigte Seppel mit der ganzen Sippschaft? Sie sprachen von dem Milch-Ertragniß; das ist allerdings vor dem Sonntag der allgemein beliebte Gesprächsstoff für die Galtürer Alpberechtigten, und Seppel ist ja Pächter der Schnapfentheja, wie andere auf den Almgründen auf Scheibentheja und Bürgertheja im Samthal. Aber kann nicht etwas anderes dahinterstecken? Vielleicht gar ein neuer Plan für einen Zug in's Engadin und mit frischer Waare über das Joch zurück! Wenn nur die Direktion nicht gar so knauserig wäre und beim Minister darauf bringen würde, daß die Expositur in Galtür durch den Telegraphen mit Tschgl und Landed verbunden würde. Wie bequem könnte jetzt angefragt werden, ob auf der „Post“ oder beim Welschen Wirth in Tschgl ein Fuhrwerk angekommen ist, dessen Inhaber auf Pascha-waare wartet? Das wäre ja von der Finanzwache in Tschgl unschwer heraus zu bringen. Fangen soll man die Schwärzer — unterstützt beim Abfangen aber wird man nicht. Im Gegentheil, man erschwert jede Hausfuchung durch die Schwierigkeit, die Erlaubniß zur Visitation zu erlangen.

Den Gedankengang des sinnirenden Beamten unterbricht der Rößlewirth, der die landesübliche Pflicht der Höflichkeit doch nicht ganz außer Acht lassen will und sich deshalb an den Tisch des Gastes setzt, um ihm Gesellschaft zu leisten. Ob der Herr Respizient dem Sonntag wohl beiwohnen wird, fragt der Wirth mit einem unschuldigen Augenaufschlag.

„Schon möglich; schon deshalb, um zu sehen, was der Seppel für eine Rolle beim Schlutenkontrolliren spielt!“

„Der Seppel?“

„Ja, der Seppel, der ehrlichste Mensch von ganz Paznaun!“ höhnt der Beamte.

„Soll ich er aa!“

„Na, na! Bis auf Schwyzer Tabak und Kaffee!“

„Soll glob' i decht nitta! Seppel ist a Mandli, des Neamd appas schuldig ist, nitt a mal im Wirthshaus.“

„Das ist allerdings ein schwerwiegender Beweis für die sonstige Ehrlichkeit. Aber ein höchst verdächtiger Mensch ist er doch!“

„Glauben S' nur das nitta, Herr Respizient. Sie mittern hinter Jedem einen Schwärzer, und allemal ist 's decht nitta wahr. Da hätten S' ehnder in Tschgl und See Neacht und am Plattjoch unter'm Gribellespiz vom Campatsch her, der am Fimberpaß, da werd woltern mehr schwarz gemacht, als bei ins herinnen. Mit Verlaub, Herr Respizient, Sie packen die Sach allweil eppas nitta ganz reacht an. Wissen S', am Lorein, da wär' ehnder was z' machen, aber grad da schicken S' oft gar Neamd nauf oder höchstens einen Mann, wenn 's z' spat ist.“

„Was meint Er?“

„Mi geacht 's nuit an, mit Verlaub, Herr Respizient, aber wenn Sie am Sam Posten lassen, werd' alli über Lorein die Waar' 'reintragen. Mi hat's schon oft g'wundert, daß die Finanzier sell noch nitt wissa!“

„Ach was, Larifari! Ich bin lange genug am Plaz, um selber die Verhältnisse zu beurtheilen. Die fünfundzwanzigtausend Schwyzer Virginier sind doch auch am Sonntag vergangenen Jahr durch's Samthal 'reingekommen und „hopp“ genommen worden, Gott sei Dank!“

„Soll wohl, aber über'n Lorein sind am gleichen Tag öppas mehr rüber!“

„Waaaa?“

„I wasz nuit g'wisses, Herr Respizient, es ist nur davon g'reb't worda.“

„Ach was, das ist dummes Gered. Wenn ein Paß besetzt ist, schwächt das Volk allweil, es wäre am andern die Hauptwaar' rüber.“

„Sell ist schon auch wahr. Aber am Sonntag wird decht wohl nitta z' glauben sein, daß über den Jongsund selber gepascht wird, der Alpmeister werd' so was decht kaum genehmigen.“

Im selben Augenblick tritt ein Finanzier in die Gaststube, meldet unter militärischer Ehrenbezeugung dem Vorgesetzten, daß der Fuchs lebendig, wenn auch recht matsch auf der Station angelangt sei.

Den Respizienten reißt es schier vom Sessel auf, er hat ja den Fuchs wahrlich vergessen! „Adjes, Wirth, zahl'n thu ich morgen!“

„Hat koan Sil, Herr!“

Der Wirth nimmt Glas und Fläschlein Wein vom Tisch, kreidet ein dickes „R 2 V“ auf die Schiefertafel und brummt über Beamten-Stolz und -Noth, wobei so einige halbblaute Bemerkungen dazwischen fallen über die Pffigkeit der die Weisheit mit Köpfeln essenden Finanzier.

* * *

Den Fuchs Blasi allein von der Alm hinab nach dem Dorfe gehen zu lassen, konnte Zischler doch nicht über's Herz bringen; sie hat so viel Mitleid mit ihm, der zwar die Finanzier-Uniform trägt, aber deswegen doch ein braver Burck zu sein scheint. Leicht könnt' ihm was zustoßen, sagt sie sich, daher begleitet sie ihn thalwärts, plaudernd vor Freude, daß das Rettungswerk so gut gelungen und der junge Finanzier wieder auf die Beine gebracht ist seit der Wepfengeschichte. Ja, das Zischler macht aus dieser Freude gar kein Hehl, und diese laut ausgesprochene Antheilnahme macht den Blasi noch wortfarger. Das Mädel hat ihn gern, wenn es auch nicht gerade verliebt in ihn ist, das muß ja ein Blinder sehen, aber an Hochzeit ist ja nicht zu denken! Eher kommt Feuer und Wasser zusammen, als die Tochter des Schmugglers mit einem Finanzier. Und eine Herzensspielerei anzufangen, dazu ist das Mädel doch zu gut und Blasi zu ehrlich. Er muß daher zurückhalten, das aufsteigende süße Gefühl niederkämpfen, und das geschieht am besten durch den Gedanken an die Wiederaufnahme des Dienstes und an die gesetzwidrige Thätigkeit von Zischler's Vater.

„Recht laut wär der Herr Blasi nitta!“ spottet gutmüthig das Mädel und reicht nahe am Dorfe dem schweigsamen Begleiter die Hand zum Abschied. Sie müßt' jetzt doch heim zum Vater, sie wär lang genug ausgeblieben.

„Vergelt's Gott tausendmal für die Pflög' und alle Gutthat!“ Pfiat Gott, Zischler. Geb' Gott, daß ich's selber vergelten kann!“

„Mir z'danken und pfiat Gott!“

Damit scheiden die jungen Leute. Der Finanzier schreitet seiner Station zu, Zischler aber geht den Pfad der Trisanna entlang zum heimathlichen Gehöft.

Hui, wie der Vater wettert über die Abwesenheit der Tochter! Fortzugehen und so lange auszubleiben, ohne auch nur ein Wort zu sagen!

„Mit bö's sein, Vater!“ bittelt 's Zischler und beichtet dann, daß sie, nachdem der Auftrag an den Rößlewirth ausgerichtet war, auf die Alm gegangen sei.

„Ja, warum denn auf die Alp?“ fragt verwundert der Vater.

Nun zögert Zischler doch. Soll sie Alles sagen? Wenn sie es nicht thut, fehlt doch jede Veranlassung zum Almbesuch in später Abendstunde. So gesteht Zischler, wahrheitsliebend wie sie ist, getreulich ein, daß sie der Sennerin helfen wollte, der die Arbeit neben der Pflege des von den Wepsen übel zugerichteten Finanziers zu viel werden mußte.

„Was geht denn Di der verstockene Finanzier an?“ donnert der nun bö's gewordene Vater.

„Freilich nixen nitta, aber der Sennin war die Arbeit z'viel,“ entschuldigt sich Zischler.

„Larifari! Mein Tochter ist koan' Krankenpflegerin, der grüne Tagdieb soll sich in a Spittel leg'n, wenn er so dumm ist und löst sich von Wepsen beißen!“

Begütigend möchte die Mutter eingreifen, die sich sonst still verhält, da sie ungemein im Bann ihres heftigen und waghalsigen Mannes steht, der keinen Widerspruch verträgt.

„Alte sei stad!“ sagt Seppel, und gehorsam duckt sich sein Weib mit einem tiefen Seufzer.

Nach einer Weile fragt Seppel weiter: „Was ist's dann mit'm verbissenen Finanzier?“

„Er ischt a kurze Zeit g'legen auf Schnapfentheja und heut Abends ischt er wieder 'runter auf d' Station.“

„Der wird anders rum spekulirt hab'n auf der Alp, red' Zischkerl?“

„Kloan zerstoche, hat der arm' Bursch kaum d' Augen aufbracht, g'wimmert hat er die meiste Zeit, aber nüt ausgespekulirt!“

„Wer's globt! Finanzier bleibt Finanzier, und wenn i Di no 'mal mit'm greanen Lumpen siehach, ast'n bischt d' längst Zeit im Haus gesi!“ Beträchtend schlägt Seppel die wuchtige Faust auf den Tisch. „Und jetzt marsch in's Bett mitsamm!“

Seppel's Weib besprengt sich und die Tochter mit einigen Tropfen Weihwasser aus dem Behälter neben der Stubenthüre, und Beide entfernen sich mit dem Wunsche: „Guate Nacht!“

Bald sind auch die Diensthöten zur Ruhe gegangen, und ruhig wird's im Gehöst. Nur Seppel sitzt noch am Tisch bei dem trüben Schein der kleinen Lampe und wartet, bis die Hausbewohner völlig eingeschlafen sind. Dann erhebt er sich, versichert sich, daß die rothen Vorhänge an den Fenstern völlig zugezogen sind und entnimmt dem alten Schrank in der Stubenecke ein Stutzerl, das sorgfältig auf die Schußfähigkeit untersucht wird. Dann wird der Lauf geladen, die gepflasterte Kugel sorgsam eingestoßen und der Stutzen in Ruppen eingewickelt in den bereit gehaltenen Schnier gesteckt.

Bald darauf verlöscht das Licht, und Seppel schleicht zur Stallthüre hinaus an die brausende Trisanna in die dunkle Nacht.

* * *

In der kleinen Kaserne der Finanzwache des Dorfes läßt sich der aus dem Wirthshause geholte Respizient Bericht erstatten über die weiteren Erlebnisse des Wachmannes Fuchs. Militärisch knapp berichtet dieser, daß er sehr gut gepflegt worden sei, viel besser als man es erwarten konnte bei der allgemeinen Haltung der Leute der Finanzwache gegenüber.

„Da muß aber die Sennin doch merkwürdig viel freie Zeit gehabt haben?“ meint der Vorgesetzte.

„Die ist abgelöst worden am ersten Abend vom Zischkerl des Seppel.“

Ein pfeifender Laut der Ueberraschung entfährt den Lippen des Beamten. „So, die Zischkerl ist nochmal auf die Alp kommen. Ei, ei! Wie und warum kam denn diese?“

„Sall weiß ich nicht!“

„Das sollten Sie aber wissen, Fuchs, Sie qualifiziren sich immer weniger für Ihren Dienst!“

„Aber, Herr Respizient, ich war doch so fürchterlich von den Wespen zugerichtet und herzlich froh darüber, daß sich überhaupt Jemand meiner angenommen hat.“

„Gefühlsduseler taugen nicht zu Ihrem Dienst. Und da herinnen bei unsern bösen Verhältnissen schon gar nicht. Werde wohl Ihre Versetzung beantragen müssen.“

„Ich bitt', nur das nicht!“

„So, so, warum denn nicht?“

„Ich . . . ich will nicht fort von Galtür und möchte bitten, daß ich über Winter in Ischgl bleiben kann.“

„Ei, ei, woher denn auf einmal diese Anhänglichkeit an die Paznauner Wildnis? Früher, noch vor wenigen Wochen wollten Sie doch selber versetzt werden aus der strapaziösen Hungergegend! Hat der junge Herr vielleicht gar Feuer gefangen? Ist's die Pflegerin der zu lieb Sie nun dableiben wollen?“

Unwillkürlich haben sich Fuchssens Wangen geröthet, was dem forschenden Blick des Beamten nicht entging.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Fuchs. Sie können bleiben in Galtür und über Winter in Ischgl, auch will ich Sie zu einer Remuneration vorschlagen, aber . . . Sie müßten die zarte Neigung zu Zischkerl dienstlich ausnützen.“

„Wie so, Herr Respizient?“

„Oh, wie begriffstuzig! Alles für den Dienst, das ist unser oberstes Gesetz. Zischkerl's Vater ist Führer der Galtürer Schmuggler und wenn Sie mit seiner Tochter in Beziehungen treten, können Sie durch Ihr Verhältniß zur Tochter sehr leicht schätzenswerthe, ja sogar sehr wichtige Anhaltspunkte herausbringen, wann und wo wieder ein Zug über die Grenze geht, den wir dann rechtzeitig auffangen können.“

„Herr Respizient, Sie müthen mir eine Gemeinheit, einen Verrath an einem ehrlichen Mädchen zu, eine ehelose Ausnutzung heiliger Gefühle . . .“

„Sie hätten Klosterbruder werden sollen, Fuchs, aber nicht Finanzwachmann, der seinem Dienst Alles, auch seine Privatgefühle zu opfern hat. Für uns haben die Leute kein Gefühl und wir dürfen auch keines für sie haben. Wir kennen nur den Dienst und die Abfangung der Schmuggler, gleichviel durch welche Mittel!“

„Das können Sie halten, wie Sie wollen. Zu Gemeinheiten gebe ich mich nicht her. Ein Mensch bleibt schließlich auch der Schwärzer.“

„So, so, mit dieser schmugglerfreundlichen Ansicht werden Sie es noch weit bringen, Fuchs; ich begreife jetzt auch, warum Sie so wunderbare Mißerfolge auf Ihren Patrouillen erzielt haben.“

„Gegen kann ich so wenig wie Sie!“

„Aber Ihren Dienst haben Sie zu erfüllen, verstanden!“ donnert der Respizient. „Für heute Nacht bleiben Sie noch dienstfrei, morgen früh aber gehen Sie verproviantirt in's Samthal und halten den Paß, bis Sie abgelöst werden oder sonstigen Befehl erhalten. Abtreten!“

Damit war Fuchs entlassen und konnte sein Feldbett im Wachzimmer aufsuchen. Zum erstenmal, seit er den Dienst geschworen, ist ihm sein Beruf vergällt. Widerwillen ergreift ihn und zugleich Sorge, was daraus werden wird, wenn er gezwungen werden sollte, den grünen Rock auszuziehen. Eines aber wird ihm klar: er liebt Zischkerl treu und ehrlich und darf sie nicht lieben, weil der Dienst eine solche Liebe nicht duldet. Immer trübfeliger werden seine Gedanken, bis endlich der Schlaf sich auf die müden Lider senkt.

Ein trüber Morgen ist angebrochen. Regenschauer schlägt gegen die Fensterscheiben, dichter Nebel hängt an den Bergen und düster liegt das verstreute Dorf, als Fuchs hochgestieft, in seinen Mantel gehüllt und das Dienstgewehr mit dem Lauf nach abwärts umgegangen hinaustritt, um in die Gletscher-Einsamkeit einzudringen und dem erhaltenen Befehl nachzukommen. Etwas Speck und Schwarzbrot nebst einem Fläschlein Schnaps steckt in der Manteltasche, sparsam genossen kann dieser karge Mundvorrath auf drei Tage ausreichen. Finanzier im Dienst sind ja genügsame Leute, die karge Löhnung zwingt zur Genügsamkeit und in der Berg-Einsamkeit fehlt zudem jede Gelegenheit, Geld auszugeben.

Wenn es in den Bergen stetig regnet, werden die Felsen lebendig, von den Wänden plätschern im Schaumsturz die Bächlein, von den Fichten und Lärchen träufelt das Raß des Himmels. Bald kommen die Wasser auch schon den Saumpfad herab und der Gletscherbach tritt über seine steinigten Ufer. Der Marsch wird mühselig, es drückt das Gewicht des durchnässten Mantels, die Dienstmütze ist vollgesaugt und dicke Tropfen laufen über den Lederschirm des Käppi. Fuchs weicht den Alphütten aus, um möglichst un gesehen das Moränen-Feld zu erreichen, so gern er auf Schnapfentheja um eine Morgensuppe vorgesprochen hätte. Der Dienst verbietet solchen Besuch, der ein sicheres Zeichen für die Befezung der Töchhöhe wäre und zweifellos in wenigen Stunden zur Kenntniß der Schmuggler gebracht werden würde. Möglichst lautlos dringt der Finanzier daher in den die Umgründe umschließenden Hochwald ein und bahnt sich einen Pfad aufwärts, bis die Grenze des Baumnwuchses erreicht ist.

Auf eine kurze Strecke geben dem durchnässten Wachmann Seg-Föhren noch das Geleite, dann bleiben auch die Latschen zurück, es beginnt die wüste Unwirthlichkeit des Moränenschuttes, nackt und kahl ragen die Berge auf, die das Gletscherfeld umsäumen. Wuchtige Blöcke, die der Eisstrom herabgeworfen hat von eisiger Höhe, liegen im immer enger werdenden Hochthal, dessen Schluß die gigantischen Ferner bilden. Steil ragt das Fluchthorn auf, aus breiter Eisläche erhebt sich die wild zersägte Spitze des Samthaler-Ferners, wenn der schneidig kalte Bergwind ab und zu die wirren Nebelballen verjagt.

Aufatmend nach beschwerlicher Wanderung in voller Uniform macht der Grenzer Halt zu einer kurzen Rast und sucht Schutz unter einem vorspringenden wuchtigen Moränenblock. Zusammengekauert lauscht der Finanzier dem schauerlichen Konzert, das Wind, Regen und der tosende Gletscherbach vollführen. Bald fröstelt es den Mann und ein Schluck Schnaps muß etwas Labung spenden. Wenn es so fortstürmt bis zur Nacht, dann kann der Aufenthalt auf der Töchhöhe böse werden. Und wohin flüchten während der eisigen Nacht?

(Schluß folgt.)

Kur gem ä ß.

Von Ferdinand Stieber.

(Nachdruck verboten.)

Dr. Weller hatte soeben den letzten Patienten abgefertigt. Ein Blick in das leere Vorzimmer gab ihm die Gewißheit: wirklich der letzte. Es war ein scharfer Tag gewesen, die festgesetzte Ordinationsstunde mußte um ein beträchtliches überschritten werden. Das erfüllte ihn mit Selbstbewußtsein; nicht jeder junge Arzt hatte schon am Anfange seiner Praxis Gedränge im Wartezimmer. Er war rasch zu Namen und Ansehen gekommen, er wußte selbst nicht wie. Das weiß mancher berühmte Arzt auch nicht.

Allein jetzt legte Dr. Weller den Hut, den er bereits ergriffen hatte, doch etwas unwillig weg, als die Thüre des Wartezimmers nochmals geöffnet wurde, doch schon im nächsten Augenblicke erheiterten sich seine Mienen wieder, und dem Eintretenden die Hand entgegenstreckend, rief er:

„Ja, hat Dich der Himmel doch einmal losgelassen, Sterngucker?! Ertheilt die Venus keine Audienzen, daß Du einmal Zeit findest, einen alten Freund aufzusuchen?“

„Ich habe allerdings wenig Zeit . . .“

„Um so erfreulicher, daß Du dennoch gekommen bist. Nun lasse ich Dich aber auch nicht sobald wieder los. Du kannst gleich mit mir ins Kaffeehaus gehen und Abends ins Theater — Du weißt doch, daß ich auch Theaterarzt bin! Ja, mein Gott, man wird berühmt — und dann gehen wir kneipen, Junge! Das hast Du wohl schon ganz verlernt?“

„Lieber Freund, dazu habe ich gewiß keine Zeit und besonders den Abend kann ich unmöglich opfern. Ich bin . . .“

„Du bist ein Philister geworden, ein grauer ganz abschaulicher Philister. Doch heute sollst Du alle Deine Munterkeit wieder bekommen, Du gehst mit!“

„Aber . . .“

„Kein aber! Die Milchstraße wird nicht stocken, wenn Du sie eine Nacht in Ruhe läßt.“

„Du scheinst . . .“

„Ich scheine gar nicht, ich bin, und zwar bin ich noch immer der Alte, weißt Du? Bei allem Pflichtbewußtsein immer guter Dinge und ich sage Dir das ist dem Himmel lieber, als wenn Einer fortwährend mit ernstem Gesichte unter den Sternen herumstüert und ihnen mit der Astrophotometrie das Scheinen verleidet.“

„Nun, so rede doch einmal, was hast Du an mir auszusagen?“

„In diesem Augenblicke wahrhaftig den Mangel an Ernst. Wenn Du mich durchaus nicht anhören willst, dann müßte ich eben, so schwer mir dies fiele, einen fremden Arzt aufsuchen.“

„Was, Du kommst nicht zu Deinem Freunde? Den Arzt suchst Du auf? Allerdings mein Junge, das hättest Du früher sagen können, dann hätte ich meine Heiterkeit etwas gedämpft und ein gelehrtes Gesicht aufgesteckt. Das treffen wir Mediziner schon und mancher von uns bramarbasirt wie der große Theophrastus, „daß seine Schuhriemen gelehrter seien, als Galenus und Avicenna“. Nimm also vor allem einmal Platz. Die Ordinationsstunde ist zwar längst vorüber, doch für seine Freunde ordinirt man immer, dafür schreibt man ihnen dann desto größere Rechnungen. Also, auf welchem Sterne ist denn nicht alles in Ordnung?“

„Ich möchte Dich doch bitten . . .“

„Nein, ich möchte Dich doch bitten, mir endlich einmal zu sagen, wo es fehlt?“

„Ich weiß es nicht. Eigentlich überall. Ich bin eben kaput. Du sollst mich untersuchen und mich gesund machen.“

Der Arzt lachte hellauf.

„Na, weißt Du Junge, die Klende-Studenten, die bevor sie zum Arzte gehen, ihre Krankheitserscheinungen so genau studiren, daß ihnen die Konsultation füglich mehr als eine Prüfung des Arztes erscheint, mag ich allerdings nicht leiden, aber etwas muß man dem Arzte doch sagen.“

„Aber, erlaube mir, dann brauche ich doch keinen Arzt, Du sollst ja meine Krankheit erkennen, ich verstehe davon nichts.“

„Nun, nun, rege Dich nicht auf! Wir werden schon mit einander in's Reine kommen. Mach' Dir's ein wenig bequem.“

Dann untersuchte der Arzt seinen Freund mit peinlicher Genauigkeit, so, daß dieser ein- über das anderemal rief:

„Bin ich wirklich so schwer krank?“

„Ich denke, Du wirst reparirt werden können,“ versetzte nach längerem Schweigen Dr. Weller. Dann sagte er:

„Du leidest an Appetitlosigkeit?“

„Ja.“

„Oft hast Du Heißhunger, aber kannst, daß Du einen Bissen genossen hast, widersteht Dir das Essen, nicht?“

„Ja.“

In der Weise examinierte der Arzt weiter und der Patient sagte immer „Ja“ und war immer mehr von der außerordentlichen Tüchtigkeit seines ärztlichen Freundes überzeugt, der ihm seine Krankheit bis auf die letzte Kleinigkeit beschrieb. Nachdem der Arzt seine Untersuchung beendet hatte, sagte er:

„Siehst Du, das war mehr Formsache. Wenn man mit Euch Patienten keine Geschichten macht, glaubt Ihr nicht an uns. Ich sehe Dir lange genug zu, um zu wissen, wo es Dir fehlt. Eigentlich habe ich Dich längst erwartet — Du hast jedenfalls eine kräftige Natur. Mensch, wie lebst Du auch?! Von Regelmäßigkeit keine Spur. Du ißt, wenn es Dir Deine Arbeiten gerade erlauben, Du machst keine Bewegung, entweder steckst Du in Deinem Gartenhause oder Du hockst auf der Sternwarte, Du schläfst unregelmäßig, manchmal gar nicht, kurzum: Du richtest Dich einfach zugrunde . . .“

„Aber wie könnte ich mir's denn anders einrichten. . .“

„Darüber ließe sich streiten. Erstens bist Du doch nur Astronom aus Liebhaberei, und zweitens etwas Ordnung läßt sich in jeden Beruf bringen, und ohne Ordnung keine Gesundheit. Vorläufig mußt Du jedenfalls ausspannen. Thue nicht so entsetzt! Es wird Dir am Ende auch ein Bischen daran liegen, gesund zu werden!“

„Ja, sicher — aber meine Arbeiten. . .“

„Die wirfst Du in den nächstbesten Winkel und thust einmal gar nichts.“

„Ja freilich, unser Direktor sagte das auch, er meinte, ich müsse nach Karlsbad.“

„Karlsbad? . . . Ja, ganz recht! Du mußt nach Karlsbad,“ sagte Dr. Weller, jedes Wort betonend. „Du bleibst drei Monate dort; wird Dir das auf die Dauer zu langweilig, dann magst Du einen Theil der Zeit immerhin wo anders zubringen, aber fortbleiben mußt Du, und wehe Dir, wenn Du einen einzigen Schmöker mitnimmst. Von folgenden Sachen hast Du Dich unbedingt ferne zu halten: Tinte, Bleistift, Papier, Druckschwärze und sämtlichen astronomischen Instrumenten. Ich gebe Dir einen Brief an einen Kollegen mit, der Dir dann alles weitere erzählen wird.“

„Also Du meinst im Ernste?“

„Bei Dir vergeht einem der Spaß.“

„Dann will ich so rasch wie möglich abreisen.“

„Umso besser, und jetzt lasse uns die Kur bei einer Tasse Mokka beginnen. . . .“

Der Sterngucker, oder wie er eigentlich hieß, Dr. phil. Johannes Bitter, willigte mit saurer Miene ein. Aber nur für den Nachmittag verpflichtete er sich, der letzte Abend gehörte dem Observatorium. Dr. Weller war der lustigste Arzt, den man sich denken kann, er liebte es, seine Freunde in der gutmüthigsten Weise zu sticheln das verletzt nicht, das reizt nur zum Lachen. Auch der Sterngucker lachte. Er war kein Griesgram, keineswegs, er war nur, wie Dr. Weller meinte, zu geistig und glaubte außerdem, daß die Wissenschaft, seine Wissenschaft, die Astronomie, ohne seine Mithilfe unbedingt zugrunde gehen müsse. Daß er dabei seine Wissenschaft für die allerwichtigste hielt, ist nur selbstverständlich. Am Abend ließ sich der Sterngucker nicht einmal Zeit, seine Wohnung aufzusuchen, die er sich ganz in der Nähe der Sternwarte in einem Gartenhause eingerichtet hatte, er strebte sofort dem Himmel zu. Dann nahm er förmlich gerührt Abschied von dem Direktor, seinem einstigen Lehrer, dessen freiwilliger, unbesoldeter Gehilfe er jetzt war, er verabschiedete sich aber auch von allen Instrumenten, er streichelte sogar die großen Angorakazen, die Schügelinge des Direktors, welche das Observatorium bevölkerten.

Am nächsten Morgen fauste er dahin, nach Karlsbad. Je näher er der Thermenstadt kam, desto ängstlicher wurde ihm zu Muth. In Eger war er ausgestiegen und ließ sich dann selbstverständlich den Zug vor der Nase davonfahren. Der Stationsvorsteher mußte ihn gewaltsam davon abhalten, dem davonrollenden Zuge nachzulaufen. So kam er erst gegen Abend und recht verdrossen in Karlsbad an. Unterwegs hatte er mit Grauen an alle die Umstände gedacht, die seiner schon gleich zu Anfang harren. Wenn er wenigstens schon eine Wohnung hätte! Es berührte ihn daher sehr angenehm, als er, kaum dem Rupee entstieg, von einem Troß von Männern und Weibern umringt wurde, die ihm sämmtlich Wohnungen anboten und sich förmlich um ihn stritten. Das hob sein Selbstgefühl, er hatte nicht geglaubt, daß er in dem Kurorte schon solches Ansehen genieße. So kam er bald unter Dach und Fach.

Als er am nächsten Morgen auf die Straße trat, bemerkte er, wie alle Menschen, und deren waren nicht wenige, nach einer Richtung drängten. Er schloß sich an. Und weil er sah, daß alle Leute an schwarzen oder braunen Kiemen Porzellanbecher umgehängt hatten, erstand er an der nächsten Ecke auch so ein Ding und hing es um. Nun fühlte er sich ganz als Kurgast. Die meisten der Leute traten in eine aus Eisenkonstruktion und Glas erbaute Halle; er that dasselbe. Und weil die Leute sich im Gänsemarsch hintereinander aufstellten, stellte auch er sich an und rückte, wie die anderen, unter den Klängen der Musik schrittweise vor. Er langweilte sich dabei ganz entsetzlich. Um ihn herum lauter wildfremde Menschen, die offenbar von der Astronomie nichts verstanden, mit denen er also auch kein Gespräch anknüpfen konnte. Möglichst fiel ihm ein, daß er daheim auf seinem Schreibtische eine angefangene umfangreiche Berechnung über die zwischen dem Mars und Jupiter befindlichen Asteroiden liegen gelassen habe. Es handelte sich nur noch um eine Kleinigkeit, er ging im Kopfe die ganze Berechnung durch, dann zog er sein Taschenbuch hervor und begann eifrig zu schreiben. Er setzte Ziffer neben Ziffer, und als er sich in dem Queu zu beeengt fühlte, trat er in paar Schritte zur Seite, so daß seine Hintermänner vorkamen, und endlich setzte er sich auf eine der Bänke, die längs der Seitenwand aufgestellt waren und vertiefte sich dermaßen in die Arbeit, daß ihn nicht einmal der Marsch zu stören vermochte, den das Orchester gerade spielte. Als er endlich aufblickte, war die Wandelhalle leer, die Brunnenstunde war vorüber. Er stand auf und schritt dem Ausgange zu, nachdem er die Sprudelschale, an der er vorbeikam, kaum eines Blickes gewürdigt hatte. Draußen auf der Straße erblickte er noch ein paar Leute mit Bechern, denen ging er nach. So kam er ziemlich weit hinaus, vor ein Gehöft, wo Menschen beisammen saßen, welche frühstückten: Kaffee, Bier und Gebäck, das sie aus rothen Papiersäcken zogen, die sie mitgebracht hatten. Das gefiel ihm, und da er es für kurgemäß hielt, setzte auch er sich an einen der Tische und frühstückte Kaffee und Eier, und dabei ärgerte er sich, daß er nicht auch einen rothen Papiersack mit Gebäck hatte. Dann ging er wieder den Leuten nach, die die bewaldeten Berge hinanstiegen, und erst gegen Mittag traf er wieder im Kurorte ein.

Er hatte sich Hunger geholt und da er gerade an einem Hause vorbeikam, an dem ihm eine Tafel mit der Aufschrift „streng kurgemäße Küche“ auffiel, trat er ein und aß streng kurgemäß. Nach einer kurzen Mittagsrast lockte ihn das herrliche Wetter wieder in's Freie. Tapfer ausschreitend ging er bis nach Kirkenhammer, wo sie dem Sänger von „Leyer und Schwert“ an der Straße ein Denkmal errichtet haben und kam dann wieder rück. Und weil er sah, daß die Kurgäste bei Pupp saßen und bei den Klängen der Kurkapelle Kaffee tranken, hielt er es für kurgemäß, es gleiche zu thun. Er fühlte sich ungeheuer behaglich und wollte sich in diesem Gefühle durch nichts stören lassen. Er wich gar einem Gespräche aus, das ein Tischnachbar mit ihm anknüpfen wollte. So stillvergnügt war ihm schon lange nicht zu Muth. Und weil der erste Tag so schön war, hielt er es am ehesten eben so, nur mit dem Unterschiede, daß er früh die unnenzeit gleich ganz verschief. Ermüdet von den ungewohnten Spaziergängen hatte er in den Tag hineingeschlafen. Aber das Nachschlafen veräumte er nicht und nicht seine Spaziergänge und auch nicht das kurgemäße Mittagessen. In dem Sohne seines

Haus Herrn lernte er einen angenehmen Gesellschafter kennen, der sich ihm bei seinen Spaziergängen angeschlossen und sich geduldig Vorlesungen und Astronomie gefallen ließ. So verging ein Tag um den anderen und eine Woche um die andere ging in's Land.

Freund Sterngucker fühlte sich immer wohler, er pries Karlsbad als den besten Kurort und seinen Freund Dr. Weller als den größten Arzt seines Jahrhunderts. Eigentlich überkam ihn schon nach 6 Wochen das Gefühl völliger Gesundheit, allein sein Freund hatte drei Monate verordnet und die Autorität seines Freundes mußte anerkannt werden. Er hielt aus. Der letzte Monat dehnte sich zwar ganz bedenklich, Sterngucker fühlte sich so überaus gesund, so lebenskräftig; sich die Zeit zu vertreiben dehnte er seine Spaziergänge immer weiter aus. Einmal konnte er sogar der Versuchung nicht widerstehen, zur Nachtzeit auf einen Aussichtsturm zu steigen; er hatte das Bedürfnis, wieder einmal den Sternen näher zu sein. Endlich am zweiundneunzigsten Tage seines Aufenthaltes packte er seine Siebensachen zusammen und reiste nach Hause. In seinem Gartenhause fand er alles wie er es verlassen hatte. Da lag auch die Berechnung über die Asteroiden und daneben jener Brief, den ihm sein Freund Weller für den Karlsbader Kurarzt übergeben hatte. Der Anblick fiel ihm wie eine Sünde aufs Gewissen. Im ersten Augenblicke dachte er daran, mit dem Briefe nach Karlsbad zurückzufahren — doch dazu fühlte er sich doch zu gesund.

Dr. Weller empfing seinen Freund mit Ausrufen ehrlichen Erstaunens und der herzlichsten Freude. Eine so sichtbare Wirkung des Kuraufenthaltes hatte er selbst nicht erwartet. Mit gutmüthigem Lachen hörte er die Lobeserhebungen des Sternguckers an und sagte dann zustimmend:

„Gewiß, mein Junge, dieses Karlsbad ist der großartigste Kurort der Welt, es kurirt Gesunde und Kranke.“

„Aber ich muß Dir ein Geständniß machen. Denke einmal — Du weißt, ich bin nun furchtbar zerstreut . . .“

„Hast Du am Ende gar vergessen, nach Karlsbad zu fahren . . .“

„Nein, nein, aber den Brief, den Du mir mitgabst, weißt Du, den da,“ sagte der Sterngucker zaghaft und hielt seinem Freunde das verschlossene Schreiben unter die Nase, „den habe ich hier auf meinem Schreibtische liegen gelassen . . .“

„Nun und?“

„Und war gar nicht beim Arzte.“

„Also bei einem anderen, das macht nichts.“

„Ueberhaupt bei keinem, ich habe wahrhaftig nicht daran gedacht.“

„Also wilder Kurgast! Den Brunnenarzt zu ersparen, hast Du Deine Leidensgenossen konsultirt?“

„Auch das nicht, wahrhaftig nicht! Wenn Du meinst, werde ich Deinem Kollegen das entgangene Honorar senden . . .“

„O, du liebe Einfalt!“, lachte Weller, „aber was hast Du denn gemacht, erzähle! Was hast Du getrunken?“

„Nicht viel. Mittags ein Glas Wein, Abends Bier. Du weißt, ich bin kein Trinker.“

„Ich meine Brunnen,“ rief Weller immer heiterer.

„Brunnen?“

„Na ja, Sprudel, Mühlbrunnen, Schloßbrunnen ist ja alles gleich, aber wie viel?“

„Lieber Gott, sollte ich das denn? Nichts habe ich getrunken, keinen Tropfen,“ erwiderte Sterngucker entsetzt. Erst das helle Lachen seines Freundes bewies ihm, daß er nichts allzu übles angerichtet hatte.

„Junge, laß Dich umarmen! Du bist kostbar! Und nun magst Du immerhin den Brief lesen, den ich meinem Karlsbader Kollegen geschrieben habe, da sieh, was steht da:“

„Mit einer Brunnenkur wirst Du meinen guten Sterngucker nicht gar plagen müssen. Ruhe und regelmäßiges Leben, mehr braucht er nicht.“

„Aber sag einmal, lieber Weller, nun fällt mir ein: das hätte ich auch zu Hause haben können.“

„Gewiß, mein Freund, und viel billiger, aber Leute Deines Schlages muß man in einen Kurort schicken, man muß sie bedenklich krank machen, sonst werden sie nicht gesund: denn sie leben nicht kurgemäß.“

Was denken Sie über das Glück der Liebe?

Amerikanische Humoreske von Max Hirschfeld.

(Nachdruck verboten.)

„Mein theurer Mr. Vanderbilt!

Sie schreiben, morgen wäre Feiertag, und da hätte ich gewiß Zeit, Sie zum Diner zu besuchen. Feiertag? Gut, ich gebe es zu, aber wenn Sie glauben, daß ich an diesem Tage feiern kann, so irren Sie. Ich habe dringende Schriftstücke liegen, die ich alle morgen erledigen muß.

Der „Baltimore Express“ bittet mich um meine Meinung über die Frage: „Darf ein gebildeter Mensch sich mit Tischrücken abgeben, und ist dasselbe nicht gesundheitschädlich?“ Der „Hansehold-Leader“ will die Frage entschieden wissen: „Was schmeckt besser: Renntierfilet mit Schlagsahne oder Kal mit Gurkensalat?“ und veranstaltet darüber eine Enquête bei sämtlichen Gelehrten der Vereinigten Staaten, einschließlich der Indianer-Zauberer. Das „New-York Penny-Magazine“ fragt mich auf's Gewissen: „War Brigham Young, der Mormonenhäuptling, ein großer Mann oder stellte er sich nur so?“

Eben will ich schließen, da kommt noch eine Anfrage von den „Family Papers“: „Was denken Sie über das Glück der Liebe? Wenn ich die Beantwortung dieser Anfragen verweigere, dann ist es um meinen Ruf als geistreicher Mensch und Gelehrter geschehen und ich könnte nie mehr eine Zierde Ihrer Diners sein.“

Deshalb, mein lieber Mr. Vanderbilt, gedulden Sie sich noch ein wenig, bis die „saison morte“ und damit die Fluth der Enquêtes vorüber ist. Dann steht Ihnen wieder zur Verfügung

Ihr ganz ergebener Diener
Professor D. Krakers.“

Der Schreiber dieses Briefes war ein sechzig Jahre alter Gelehrter, der den größten Theil seines Lebens mit geologischen Forschungen hingebracht hatte. Die erste Enquêtes-Frage, die ihm von einer populär-wissenschaftlichen Zeitschrift gesandt wurde, betraf ein geologisches Problem und nahm sein volles Interesse in Anspruch. Er beantwortete sie sehr eingehend. Es kamen weitere Fragen, die ganz außerhalb seines Gebietes lagen. Er beantwortete sie, so gut er konnte, und die Sache machte ihm Vergnügen. Als man ihm in Gesellschaften, die er spärlich besuchte, überschwengliche Komplimente über seine geistreiche Fragen-Beantwortung machte, reagierte seine Eitelkeit auf's Empfindlichste. Er begann plötzlich den Reiz der Popularität zu fühlen. Er hatte einmal gehört, wie die schöngeistige Lady Snuffins zu ihren fünf Töchtern sagte: „Seht Kinder, den berühmten Professor Krakers — ihr wißt — aus den „Brooklyn News“. — — —

Nun saß der Gelehrte in seinem einsamen Junggesellen-Heim und beantwortete eifrig die ihm vorgelegten Fragen. Eben setzte er die Feder zur Erledigung der letzten an. „Was denken Sie über das Glück der Liebe?“

Hm! Hm! Nun, es wird sich ja dafür irgend eine feine scherzhafte Wendung finden lassen. Schon eine halbe Stunde dachte er nach, ohne etwas passendes zu finden.

Wie ärgerlich! Laß einmal sehen, was die „Encyclopädie des gesammten Wissens“ darüber sagt. Buchstabe L — Li — Lie — Liebe. Liebe, Nebenfluß der Weichsel. Liebe — hm! Da stand eine lange schöne Abhandlung über die Liebe, aber kein Wort von dem Glück der Liebe.

„Herr Professor, das Lunch, — Sie haben das Lunch ja gar nicht berührt, Birkente — Sie essen ja Birkente so gern.“ „Danke Ihnen, Mrs. Schmalz, — hum!“

Hum — das bedeutet; ich will nicht gestört werden. Dieses „Hum“ schloß beinahe jeden Satz, den der Professor an seine lebenswürdige Wirthin richtete.

Ach, und wie lebenswürdig! Mrs. Schmalz war die Wittwe eines deutschen Arztes, der gerade in dem unpassenden Moment das Zeitliche segnete, als er im Zug war, ein Vermögen zu erwerben. So aber mußte die arme Wittwe sich mit einer schmalen Lebensversicherungsrente begnügen. Um ihr Einkommen zu vermehren, hatte sie ihre besten Zimmer an Professor Krakers vermietet. Sie war eine stattliche Frau in den ersten Vierzigern und nicht abgeneigt, das Joch der Ehe noch einmal auf sich zu nehmen. Ihre Schwäche bestand nur darin, gern ein Bißchen zu schwagen.

„Mrs. Schmalz!“

Die Dame schrak zusammen. War das wirklich seine Stimme? Sie hatte soeben die Hand auf die Thürklinke gelegt, um sich geräuschlos zu entfernen, und nun nannte er ihren Namen, in einem Tone, als wolle er sie auffordern, gemüthlich mit ihm zu plaudern.

„Mrs. Schmalz, erzählten Sie mir nicht einmal, Sie hätten Ihren seligen Gatten auf einem Tanzkränzchen kennen gelernt?“

„Auf einem Tanzkränzchen? I bewahre, Herr Professor, auf einer Landpartie.“

Sie erzählte ihre ganze Liebesgeschichte, immer die Hand auf der Thürklinke, um zart anzudeuten, daß sie stets bereit sei, das Feld zu räumen, wenn sie störe. Aber wenn sie nur nicht so tendenziös erzählt hätte! Die Tendenz ihrer Geschichte ging offenbar dahin, an dem Seligen kein gutes Haar zu lassen. Sie wollte beweisen, daß sie ihn eigentlich gar nicht geliebt hatte, und daß ihr Herz auch jetzt noch sozusagen sich im jungfräulichen Zustand befände. Und das war gerade das Gegentheil von dem, was der Professor wollte. Wie steht es denn mit dem Glück der Liebe?

Der Gelehrte war aufgestanden und ging nachdenklich hin und her, während die Worte noch immer von den Lippen der Wittwe flossen, als wären sie geölt.

„Also Sie könnten jetzt noch — Liebe empfinden, Mr. Schmalz?“

Die Frage war heraus. Frau Schmalz ließ die Thürklinke fahren und trat einige Schritte in's Zimmer. Sie preßte die Hand auf's Herz und hielt die andere dem Professor hin.

„Und Sie glauben an das Glück der Liebe?“

„Lieber, theurer Professor, ich — o wie wird mir —“

Er konnte nicht anders, als Sie in seinen Armen auffangen, denn sie war offenbar einer Ohnmacht nahe.

In diesem Augenblick klopfte es, und es trat ein junger Mann in's Zimmer.

„Du, Alfred?“ leuchtete der Professor. „Da, nimm sie mir ab.“

Aber ehe Alfred ihm diesen Liebesdienst erwies, kam Frau Schmalz wieder zu sich. Sie richtete sich auf, warf dem Professor einen Blick voll höchster Liebeswonne zu und tänzelte — was sonst nicht ihre Art war — aus dem Zimmer.

„Onkel!“ rief Alfred, verwundert den Kopf schüttelnd.

„Ja, ich begreife nicht, was die Frau hat —“

„Siehst Du, Onkel, welch ein Schwerenöthiger Du bist. Wer hätte das gedacht —“

„Unsinn! Es war nur ein Zufall. Ich wollte der Wissenschaft wegen —“

„Bravo! Der Wissenschaft wegen! So haben wir auch immer gesagt, wenn wir als Studenten einem schönen Mädchen —“

„Setzt ist's aber genug! Denkst Du, ich werde mir solche dummen Scherze von so einem Grünshnabel gefallen lassen? Augenblicklich mache, daß Du hinauskommst.“

„Aber, Onkel, ich kam, um Dir das Geständniß zu machen —“

„Behalte Deine Geständnisse für Dich. Fort, und komme mir nicht mehr unter die Augen!“

„So ist's recht, ich muß der Sündenbock sein,“ brummte Alfred, indem er sich aus dem Zimmer entfernte.

Gleich darauf kam Frau Schmalz wieder und, das mürrische Aussehen des Professors nicht achtend, fragte sie mit dem reizendsten Lächeln der Welt, ob es nicht Zeit wäre, die Verlobungsringe zu wechseln.

„Was? Was? Bei mir giebt's nichts zu wechseln.“

Darauf fragte die Dame ganz kühl, ob er sich nicht entsinne, ihr vor wenigen Minuten eine Liebeserklärung gemacht zu haben.

„Durchaus nicht.“

„Herr Professor, Ihr Neffe zwar Zeuge.“

„Der dumme Junge soll mir nicht wieder vor die Augen kommen.“

„Sie werden sich wohl entschließen müssen, ihn wiederzusehen, wenn sie wegen Bruch des Eheversprechens vor den Friedensrichter geladen werden.“

„Hahaha! Ich verlasse Ihre Wohnung. Vom Ersten des nächsten Quartals!“

„Wie es Ihnen beliebt.“

Einige Tage später wurde dem Professor wirklich die Anklage zugestellt. Er berieth sich mit einem Advokaten, und dieser konnte ihm nach Lage der Umstände nur wenig tröstliche Versicherungen geben. Es würden wohl 5000 Dollars nöthig sein, um das kranke Herz der Mrs. Schmalz zu heilen.

Als der Professor am Tage vor dem Termine an seinem Schreibtisch saß und ein neu erschienenen geologisches Buch studirte, dessen Buchstaben ihm vor den Augen tanzten, hörte er das leise Klirren der Frühstücksteller. Er sah jedoch nicht auf, aus Furcht, einen strafenden oder gar zärtlichen Blick der Wittve aufzufangen. Er wartete auf das Geräusch des Thürschließens, welches aber nicht erfolgte. Er schielte ein wenig über das Buch hinweg und bemerkte ein hellrothes Frauenkleid von weit geringerem Umfange, als das Embonpoint der Mrs. Schmalz erforderte. Zaghaft blickte er auf. Ein junges Mädchen stand vor ihm, dessen hübsches Gesichtchen so mit Roth übergoßen war, daß die rosa Farbe des Kleides dagegen ganz blaß erschien.

„Wer sind Sie, mein Kind?“

„Die Nichte der Frau Schmalz. Ich habe Ihnen schon öfters das Frühstück gebracht, Herr Professor, aber Sie waren stets so vertieft — —“

„Es wäre mir lieb, wenn Sie mir immer das Frühstück brächten.“

„Ach, das wird wohl nicht gehen, Herr Professor. Ich bin nur bei Tante zu Besuch, und außerdem will ich bald — heirathen.“

„Ei! Ei!“

„Ja, und da möchte ich um Ihre freundliche Einwilligung bitten.“

„Meine Einwilligung — zu Ihrer Heirath?“

Er sagte das in so rauhem Tone, daß das Mädchen zurücktrat. Es war dem Weinen offenbar ganz nahe.

Dem Professor schien die Situation so ziemlich verständlich. Mrs. Schmalz betrachtete ihn als ihren zukünftigen Gatten, demgemäß also gewissermaßen als Vormund ihrer Nichte.

„Miß — —“

„Hedwig Sommer.“

„Miß Sommer, ich erkläre Ihnen hiermit auf's Entschiedenste, daß ich Ihre Tante nicht heirathen werde. Sie mögen heirathen, wen Sie wollen.“

„Auch Ihren Neffen Alfred?“

„Ah! So steht die Sache?“

„Alfred wartete auf Sie immer in Tantes Zimmer, wenn Sie einmal nicht zu Hause waren, und so lernten wir uns kennen.“

„Mein Neffe hat sich leider so betragen — —“

„Ach, Herr Professor, er hat es gewiß nicht böse gemeint. Und Alfred hat mit Tante gesprochen, und er hat so lange in sie hineingeredet, bis sie hingegangen ist, um die Klage zurückzunehmen.“

Ehe er's sich versah, lag sie vor ihm auf den Knien. Der Professor beugte sich nieder und küßte sie auf die Stirn.

„Ich will Ihrem Glück nicht hinderlich sein, liebes Kind.“

Und schon stürmte auch Alfred herein und umarmte stürmisch Braut und Onkel. Und Frau Schmalz trat ein und sagte, es sei ihr beschieden, im Leben allen Kummer still zu tragen, worauf aber niemand achtete, da es gar nicht in die Situation paßte. Auch erzählte sie gleich eine längere Geschichte aus ihrem Leben, der ebenfalls keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

In den nächsten Tagen hatte der Professor vollauf zu thun, um das „Glück der Liebe“ an dem jungen Brautpaar zu studiren, und die Beantwortung der eingangs erwähnten Frage fiel so geistreich aus, daß Lady Snuffins auf der nächsten Soirée zu ihren fünf Töchtern sagte: „Seht ihn euch genau an, meine Lieben, — er ist auf dem besten Wege, eine Weltberühmtheit zu werden, — ihr wißt doch — aus den Family papers.“

Trunksucht und Selbstmord.

Gegen zehntausend Deutsche nehmen sich alljährlich das Leben; da haben wir wohl Veranlassung, nach den Ursachen der Selbstmorde und des vorausgehenden Elends zu fragen und gegen diese Ursachen anzukämpfen. Ein gelehrter Ulmer Arzt, Dr. Prinzing, kommt in einem ausführlichen Werke (Trunksucht und Selbstmord. Leipzig, J. C. Hinrichs) zu dem Ergebniß, daß der Trunk als wichtigste Ursache anzusehen sei, und es gelingt ihm, durch Vorführung der Thatfachen, seine Ueberzeugung auch dem Leser mitzutheilen.

Schon Aristoteles sagt, daß „sich viele auch in der Trunkenheit tödten“, und daß sich „vieler während des Trinkens oder auch nach demselben eine melancholische und ängstliche Stimmung bemächtigt.“ Im Mittelalter fragte man wenig nach den Ursachen der Uebel, wie man auch für ihre Vorbeugung wenig sorgte. Erst in unserm Jahrhundert machte man auch aus dem Selbstmord ein Studium und suchte seine Veranlassungen statistisch zu fassen. Das ist nun überall nur recht mangelhaft gelungen. Sehr viele Selbstmorde werden nicht als solche gebucht und ihre Ursachen werden sehr oft falsch angegeben. Wie oft wird eine „augenblickliche Geistesstörung“ erfunden! Aber auch wo alles ehrlich hergeht, notirt man oft nur eine von mehreren Ursachen und eher die letzte als die wichtigere erste. Man notirt z. B. Lebensüberdruß, körperliche Leiden, Geisteskrankheit, Reue, Gewissensbisse, Aerger, Schulden u. dgl., wo eigener Trunk oder Trunk eines Nahestehenden erst diese Zustände hervorgerufen hat.

Prinzing weist nach, wie die Trunksucht auf den verschiedensten Wegen zum Selbstmord führt. Wir folgen seinen Ausführungen zumeist wörtlich: Im Rausche selbst werden Attentate gegen das eigene Leben verübt; es kann eine eingebildete Noth oder aber eine wirkliche Noth, die nur von dem durch Alkohol verwirrten Geist vergrößert gesehen wird, den Gedanken der That erwecken; auch ängstliche Halluzinationen können es sein, wie sie namentlich durch den Absinthgenuß hervorgerufen werden sollen, oder eine durch den Rausch erzeugte melancholische Stimmung u. dgl. Die Selbstmorde des Trunkenen werden oft ohne alles Bewußtsein vollführt. So erzählt Lombroso von einem Manne, der, nachdem er nur wenig getrunken, Streit bekam, sich

in den Po stürzte und gerettet von der ganzen Geschichte nichts mehr wußte. Ebenso erzählt er vom Henser von Numea, der sich im Rausch erhängte, weil man ihm eine neue Guillotine anschaffen wollte. 1854 kam nach Briere de Boismont in Paris folgender Fall vor: Einem Arbeiter erschien in der Betrunketheit das Elend des Lebens unerträglich; er wollte ihm entinnen und hängte sich an einen Baum, aber der Ast brach, der Strick wurde abgeschnitten und der Arbeiter auf die Polizei gebracht. Er wußte nicht, wie er dazu kam, sich das Leben nehmen zu wollen; nüchtern geworden, war er über seine Rettung hoch erfreut und bewahrte den Strick zum ewigen Andenken auf.

Im Delirium tremens kommen infolge der schreckhaften Halluzinationen häufig Selbstmorde vor. Die massenhaften Thiergestalten, die den Kranken zu bedrängen scheinen, regen ihn derart auf, daß er in seiner Angst zum Fenster hinauspringt, oder auf eine andere Weise seinem Leben ein Ende macht. Noch häufiger kommt es bei den eigentlichen Alkoholpsychosen, insbesondere beim Säuerwahnnsinn zum Selbstmord. Auch hier sind es Sinnestäuschungen schreckhaften Inhalts, der Kranke sieht drohende Gestalten, hört Beschimpfungen, die ihm zugerufen werden; er hat Wahnideen aller Art, glaubt, daß er verfolgt werde, daß sein Leben bedroht werde, daß seine Frau untreu sei, daß er ein Verbrecher sei und hingerichtet werde u. dgl. In den Jahren 1883—91 nahmen sich durchschnittlich 138 Personen in Preußen im Säuerwahnnsinn das Leben.

Die meisten Selbstmorde durch Trunksucht haben aber einen anderen Grund. Die mürrische Stimmung, die den Trinker in seinen nüchternen Stunden erfasst, wird oft zum vollständigen Lebensüberdruß. Ist noch ein moralischer Funke in dem Trinker vorhanden und macht er sich Vorwürfe über sein jammervolles Laster, so wird er auch alsbald zu der oft irrigen Ueberzeugung kommen, daß er nicht im Stande sei, von demselben zu lassen, und in der Verzweiflung hierüber kann er sich das Leben nehmen. Sehr häufig ist der Trunkenbold zuletzt mit einem so hochgradigen Magenkatarrh behaftet, daß er gar nichts mehr vertragen kann und da der gewohnte Reiz für das Nervensystem ausbleibt, nimmt die trübe, selbstmörderische Stimmung, die sonst durch

einen kräftigen Schluck Brantwein vertrieben werden konnte, überhand. Der Rückgang des Geschäfts, Entlassung aus dem Amte, überhaupt Nahrungsorgen sind oft Ursachen des Selbstmordes. So lange noch Kredit da ist, wird fröhlich weiter gelebt, aber eines Tages steht die Familie vor dem Nichts, und der moralisch herabgekommene Trinker, der nicht im Stande ist, durch Arbeit seinen Pflichten nachzukommen, entzieht sich dem Drängen seiner Gläubiger durch den Strick. Daß er nichts zu essen hat, daß die Familie darbt, ist ihm gleich, aber daß er keinen Pfennig mehr in der Tasche hat, um Brantwein zu kaufen, erträgt er nicht.

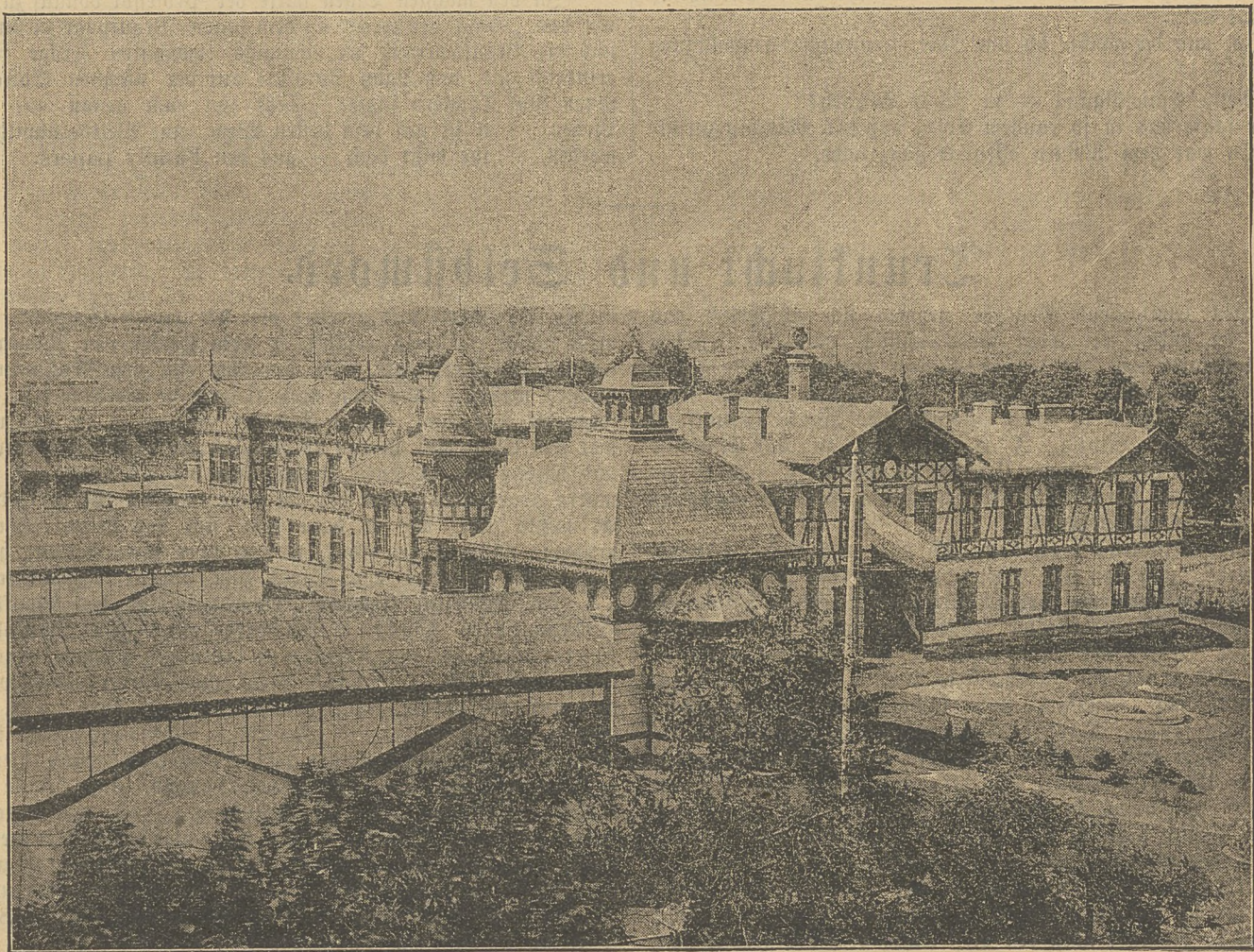
Der Alkoholmißbrauch hat fast stets körperliche Krankheiten und Störungen im menschlichen Organismus zur Folge, und dies sind gerade solche, die mit Vorliebe hypochondrische Stimmungen hervorrufen, die chronischen Magen- und Darmkatarrhe, Leberleiden und Herzkrankheiten. Unter 130 Sektionen, die in München an Selbstmördern gemacht wurden, waren in 55 Fällen Veränderungen des Herzens, in 30 Krankheiten der Leber vorhanden.

Manchen Selbstmord seiner Angehörigen hat der Trinker verschuldet. Die alten Eltern, die der Sohn ernähren sollte, werden von diesem, wenn er dem Trunke ergeben ist, als unnütze Last roh behandelt und verlassen gern dieses trostlose Dasein. Wie übel die Frauen der Trunksüchtigen daran sind, weiß Jedermann.

Nach allem diesem muß man annehmen, daß der Selbstmord da am häufigsten ist, wo der Trunk am meisten Freunde

hat. Prinzling weist nach, daß diese Annahme völlig zutrifft, wenigstens bei den Germanen. Von den beiden Geschlechtern neigen die Männer mehr zum Trunk und zum Selbstmord. Trunksucht und Selbstmord sind am häufigsten zwischen den 30. und 60. Lebensjahre. Bei der ackerbautreibenden Bevölkerung ist in Preußen Trunksucht nur um wenig seltener die Ursache als bei den in Industrie und Gewerbe Beschäftigten; unter den letzteren neigen besonders die Maurer, Maler, Zimmerleute, Erdarbeiter, Steinhauer und Vergleute zum Selbstmord wegen Trunksucht. Auch bei den meisten Ländern kann man verfolgen, wie die Selbstmordziffern mit denen für den Brantweinverbrauch steigen und fallen; beide sind z. B. erheblich gestiegen in Frankreich und Belgien, erheblich gefallen in Norwegen, etwas gefallen in Deutschland. Bekanntlich ist der Selbstmord unter den Germanen sehr häufig; er ist es aber nur da, wo die Zahl der Säufer, besonders der Brantweinsäufer erheblich ist. Prinzling zeichnet eine Karte von Deutschland, wo die Provinzen nach der Häufigkeit der Selbstmorde gefärbt sind und eine andere, worauf der Brantweinkonsum gezeigt wird. Beide Karten sind einander sehr ähnlich und würden beinahe völlig übereinstimmen, wenn nicht einige andere Einflüsse auf die Selbstmordhäufigkeit störend einwirkten. Wir meinen, besonders die Thatsachen, daß bei uns die Slaven, wie in Großbritannien die Kelten, wenig zum Selbstmord neigen und daß das Gleiche von den Katholiken im Gegensatz zu den Protestanten gilt.

Das Gemeinde-Kranken- und Siechenhaus, Rohrsche Stiftung in Posen.



Die „Pos. Ztg.“ brachte Mitte Juni einen längeren Artikel über das neue am Glaciwege zwischen Berliner- und Königs- thor erbaute Kranken- und Siechenhaus, das eine Stiftung des Herrn Moriz Rohr ist und unzweifelhaft zu den hervorragendsten Anlagen auf dem Gebiete der Krankenpflege gehört. Unsere Leser erhalten nun vorstehend eine getreue Abbildung, die einen Ueberblick über die gesammte Baulanlage gewährt und deren

Konstruktion deutlich hervortreten läßt. Der Gebäudekomplex wird einstweilen von der benachbarten Provinzial- Gewerbeausstellung einigermaßen „in den Schatten gestellt.“ Er kann sich dies aber gefallen lassen; ist er ja doch nicht wie die Ausstellung nur „auf Zeit“ gebaut, sondern soll noch nach Dezennien Zeugniß ablegen von dem Bürgerfinn, der den Stifter dieses Kranken- und Siechenhauses besetzte.